

# Der Schneider in Pensa

Autor(en): **Hebel, Johann Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667396>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Schneider in Pensa

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechszwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus, jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tage-reisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tags mit Franzosen meliert auch sechzehn rheinländische Herren Lefer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden,“ oder „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein

Evangelium vom Himmel unbermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentschneider engagieren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stehend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platz, und „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte und liebte sie schon zum voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erwei-

fen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Stauen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug,“ und von jedem erfragte, woher er sei — er war mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Tränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit Euerm Weißzeug siehst's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dukend neuer Hemden sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und aus-

gebessert werden,“ zu einem dritten, — und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefasst in Würde die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenstränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmeier,“ sag-

ten sie, „tut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen,“ sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat. Geld genug!“ — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel

nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edlen Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige Hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Bensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück. Johann Peter Hebel.

## Bücherschau

**Fritz Solm: Wer knackt die Nuß?** Mit Zeichnungen von Otto Rückel. 224 Seiten. Verlag Knorr & Hirth, München. Geh. RM 2.90, geb. RM 3.70.

Wer knackt die Nuß? — das ist der Titel eines neuen, lustigen und unterhaltbaren Frage- und Antwortbuches von Fritz Solm. Bei dieser Nußknackerei geht es darum, Geistesnüsse zu knacken! Aber nicht intellektuelle Spitzfindigkeit und Vielwisserei, sondern gesunder Menschenverstand und praktische Erfahrung zusammen mit einer Portion Wissen entscheiden: 2400 Fragen sind zu beantworten, sauber eingeteilt in 40 verschiedene „Nüsse“ zu je 60 Fragen. Fragen, wie sie das Leben uns allen täglich stellt, gleich ob Hausfrau, Kaufmann, Schüler, Richter oder Soldat. Jeder soll sie aus seinem Wissen und aus seiner Erfahrung heraus beantworten, entweder allein oder noch besser mit anderen zusammen in einem unterhaltbaren Gesellschaftsspiel. Besonders anregend sind nicht nur für Kenner dabei die zehn „Spezialnüsse“, wie etwa die „Fliegernuß“, die „Hausfrauennuß“, die „Wiener Nuß“, die „Soldatennuß“ usw. Die Antworten sind gesondert im zweiten Teil des Buches zusammengestellt.

**W. J. Dehler: Sinnvolles altern.** Kart. Fr. 2.—. Verlag der Evangelischen Gesellschaft, St. Gallen.

Daß das Büchlein nicht nur für „ganz alte“, mit grauen Haaren und gebeugtem Rücken, geschrieben ist, zeigt ein Satz aus dem Kapitel „Die Grundhaltung“: „Von da aus finden wir die Grundhaltung, die wir einnehmen müssen, um zu dem Problem des Alterns richtig zu stehen. Auf alle Fälle müssen wir ganz ehrlich, ganz wahrhaftig bleiben, Wahrhaftigkeit aber bekennt sich zur Wirklichkeit. Das heißt, daß wir immer genau so alt sein und auch erscheinen wollen, als wir tatsächlich sind. Das verlangt Gott auch von uns, eben weil wir ja nicht durch Zufall gerade jetzt so und so alt sind, sondern wir sind es mit Gottes Wissen und Willen geworden. Damit verbieten sich ganz von selbst die bei manchen Menschen so beliebten falschen Altersangaben, denn das kommt immer auf eine Desavouierung Gottes heraus. Dazu kommt noch ein zweites, wer nicht zu seinem jeweiligen Alter ja sagt, der wird auch das, was eben jetzt von ihm verlangt wird und was eben dieser Lebensabschnitt ihm entwicklungsmäßig zu bringen hat, versäumen.“ Es ist keine Morallehre, sondern ein Wegweiser zu sinngemäßem Leben.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistraße 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich Telephon 2 35 27